

Quelle: <http://www.tg.ethz.ch>; bitte nur nach dem gedruckten Original zitieren. Erschienen in: Alpenverein (Zeitschrift des Oesterreichischen Alpenvereins) Jg. 56 (2001) Nr. 1, S.12-14

Die Alpen in der Stadt

Wie Ingenieure und Topographen den Alpenblick in die Stadt getragen haben

von Daniel Speich

„Nur mangelhaft beschreibe ich den Horizont“

An einem Tag im Juni 1774 brach der Zürcher Arzt, Botaniker und Insektenforscher Salomon Schinz zu einer Exkursion auf den Uetliberg auf. Eine Gruppe junger Knaben, zwei Bedienstete, ein Barometer und die Botanisierbüchse begleiteten ihn auf den nicht ganz 1000 Meter hohen Hausberg seiner Vaterstadt. Oben freute er sich an der schönen Aussicht auf die Alpen und hätte gerne ein angemessenes Bild davon gemacht. „Ich würde das fürchterlich Majestätische der gegen Morgen und Mittag liegenden Riesenberge mahlen...“ Aber das Malen von Bildern war nicht seine Stärke, weshalb er sich mit einer knappen Beschreibung begnügte.

Schinz nannte zwar die Namen von einigen markanten Erhebungen der Voralpen, aber alle tiefer im Hochgebirge liegenden Gipfel erschienen seinem naturforschenden Blick nicht als differenzierte Objekte. Diese Unschärfe im Bereich der Fernsicht kontrastierte zum akribischen Blick auf das Nahe, denn im Reich der Pflanzen und Insekten nahm er die feinsten Unterschiede wahr. Er packte viele Objekte in seine Büchse und trug später das Gesehene in ausführliche Listen ein. Bezüglich der Aussicht blieb ihm dies aber verwehrt. Nur mit dem Barometer und ohne präzise Nomenklatur hatte er keine Möglichkeit, die landschaftlichen Objekte in eine mobile Form zu bringen. Das „fürchterlich Majestätische ... der Riesenberge“ konnte deshalb nur in die ästhetische Kategorie des Erhabenen fallen, für das sich der Naturforscher nicht zuständig fühlte: „Nur mangelhaft beschreibe ich den Horizont“, hielt er resigniert fest.

Alpinisten sehen und zeichnen

Hundert Jahre später war die Topographie der Alpen wissenschaftlich erfasst. Die Aussicht von einem Aussichtspunkt konnte nun nicht mehr nur von Künstlern festgehalten werden, sondern eben so gut, ja besser, von Ingenieuren oder Geologen wie Albert Heim.

Dieser begeisterte Berggänger arbeitete gezielt auf die Verwissenschaftlichung des Blickens im bürgerlichen Männerverein des Schweizer Alpenclub hin. Vor seinen Kameraden hielt er 1871 fest: Das Panorama „soll nicht ein Kunstwerk sein; denn Schönheit ist nicht sein Endzweck, aber Wahrheit“. Der Unterschied zwischen Wahrheit und Schönheit lag dabei in der exakten Reproduzierbarkeit des Ergebnisses. Der genaue Aufnahmeort musste bekannt sein, und die von dort sichtbaren Objekte waren nach einer wiederholbaren Lokalisierungstechnik in korrekter Form und mit zutreffender Benennung festzuhalten. Dass für eine derart exakte Beobachtung des Horizonts nicht nur „die Helfte des Tags“ ausreiche, hatte schon Salomon Schinz festgestellt. Heim ergänzte, es sei wegen der ständig wechselnden Sichtverhältnisse unmöglich, „ein wirklich im strengsten Sinne vollständiges Fernsichtpanorama ... in einem Sommer zu zeichnen“. Denn nicht das Zeichnen sei das Schwierigste, „sondern alles sehen zu können, und dies liegt nur zum Theil in unserer Gewalt“.

Um gleichwohl möglichst viel in den Blick zu kriegen, schlug Heim lange Übungen im Zeichnen nach der Natur vor. Nur ein derart „an der Wahrheit erzogenes Auge“ sei in der Lage, jenes „bewusste Sehen, das *Beobachten* ..., was wir auch als <Blick> bezeichnen“, zu vollziehen. Wissenschaftliches Sehen, wissenschaftliches Zeichnen und wissenschaftliches Verstehen verschmolzen zu einem Erkenntnisprozess, aus welchem die zu beschreibende Topographie (aus dem griechischen *topos* für Ort und *graphein* für schreiben) hervorging. Auf dem Aussichtspunkt stehend, sollten „wir uns um

unser Auge einen weiten Glaszylinder denken und nun auf diesem den Bergformen, die wir durch das Glas bei unveränderter Stellung des Auges sehen, mit einem Farbstift nachfahren, dann den Cylinder an einem Orte aufschneiden und uns ausgebreitet denken, so haben wir auf ihm ein genaues Panorama“.

Interessant war für Heim ein Aussichtspunkt nicht, weil sich dort der Horizont in unendliche Weiten öffnete. Sein Interesse galt vielmehr dem Einschluss des Blicks in den begrenzten Raum eines abstrakt gedachten Glasgehäuses. Der so gewonnene wissenschaftliche Blick konnte mühelos in die Innenwelt einer Studierstube transportiert, und dort zu den Generalstabskarten der Bergwelt in Beziehung gesetzt werden. Heim war ein typischer Vertreter der frühen Generationen der Vereinsalpinisten, die ein wissenschaftliches Selbstverständnis hatten. Die Vereinskameraden sollten ihm Zeichnungen bringen, welche für geologische Forschungsarbeiten nutzbar waren. Aber auch dem Vereinsleben der Alpinisten war damit gedient: Mit Hilfe der Bilder wurde es möglich, die Aussicht von einem Berg schon vor dem Aufstieg zu antizipieren. Oben angelangt halfen sie, die sichtbaren anderen Berggipfel zu identifizieren und im geselligen Beisammensein nach der Tour wurde die individuelle Leistung schliesslich dank der Karten und Panoramen kommunizierbar. Das ist noch heute so.

Der Blick löst sich vom Papier

Der bürgerliche Alpinismus des 19. Jahrhunderts wurde im Wesentlichen von Stadtbewohnern getragen. Mit dem Aufstieg Zürichs zur Wirtschaftsmetropole der Schweiz entdeckten die dortigen Kaufleute und Unternehmer im Bergwandern eine neue Freizeitbeschäftigung. Als es nun darum gehen sollte, der mittelalterlich geprägten Stadt ein neues Gesicht zu verleihen, das dem Selbstbild der Wirtschaftselite entsprach, boten sich die Berge geradezu an.

Die Stadt wurde durch eine neue Quaianlage zum See hin geöffnet und einer generellen „Verschönerung“ unterzogen. Bereits in der Benennung der neu geschaffenen Orte war der Alpenbezug überdeutlich. Hinter dem repräsentativen „Alpenquai“ entstand ein neues Quartier, dessen Strassenzüge die Namen von markanten Bergen trugen. Und der Bepflanzungsplan der Parkanlagen sah – soweit möglich – eine alpine Vegetation vor. Geplant und gebaut wurden mit den neuen Boulevards eigentliche Männerräume, in denen Frauen entweder als promenierende Begleiterinnen aufzutreten hatten, oder aber als huschende Mägde unsichtbar sein sollten. Tätigkeiten wie das Bettensonnen, das Wäschewaschen, oder das Gemüserüsten an öffentlichen Brunnen wurden allmählich verdrängt oder verboten, wodurch sich die geschlechtskodierte Trennung in öffentliche und private Räume verschärfte. Diese Reduktion der vormodernen Nutzungsvielfalt war mit einer ausgefeilten Ästhetik verbunden, welche kontrolliertes Verhalten und geregelte Bewegungen entlang der neuen Gehsteige und Parkwege verlangte. Das Publikum sollte sich ausschliesslich auf die sorgfältig verteilten Sitzbänke setzen, und es wurde durch eine ganze Fülle von Installationen dazu ermuntert, die Augen immer wieder auf das Alpenpanorama zu richten.

Die Zürcher Alpinisten – aber auch interessierte Gäste – konnten nun von den Parks der Limmatstadt aus ihre Alpenerlebnisse reproduzieren. Männer konnten ihren Frauen die Gebirgswelt erklären und die Faltpanoramen von Johann Müller-Wegmann oder von Albert Heim helfen dabei. Der so gewonnene Blick auf die Berge hat bis heute die Postkartenansicht der Stadt Zürich geprägt.

Zitierte Literatur:

Schinz, Salomon 1775: Die Reise auf den Uetliberg im Junius 1774. Als Faksimiledruck der Originalausgabe von 1775 im Schweizer Verlagshaus, Zürich 1978 erschienen.

Heim, Albert 1873: Einiges über Panoramen, in: Jahrbuch des Schweizer Alpenvereins, 8, S. 361-381.

Heim, Albert 1894: Sehen und Zeichnen. Vortrag gehalten auf dem Rathause zu Zürich am 1. Februar 1894 von Dr. Albert Heim, Professor der Geologie am eidgenössischen Polytechnikum und an der Universität Zürich, Basel: Benno Schwabe.